

Michael Pfeifer

BG/BRG Mössingerstraße, Klagenfurt

Betreuender Lehrer: Bruno Posod

Der geworfene Mensch

„Exaktheit und Gewissheit sind falsche Ideale. Sie sind unerreichbar und deshalb höchst irreführend, wenn man sich an ihnen unkritisch orientiert. Das Streben nach Exaktheit entspricht dem Streben nach Gewissheit; und auf beides sollte man verzichten.“

Karl Popper: Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung. München 2004 S. 28

Weniges ist für den Menschen so ungewiss wie die Antwort auf die Frage, welcher Dinge er sich denn eigentlich wirklich gewiss sei. Damit ein Essay über die Gewissheit und verwandte Begriffe nicht im Ungewissen bleibt, bedarf es zunächst einer hinreichenden Definition des Begriffes: Relative Gewissheit könnte man als das subjektive Bewusstsein *einer* Wahrheit definieren, absolute Gewissheit hingegen als Bewusstsein „*der* Wahrheit“. (Wobei man sich der Problematik des Wahrheitsbegriffes bewusst sein muss.) Subjektiv ist das Bewusstsein der relativen Gewissheit insofern, als man durch fehlerhafte Erkenntnis auch bloß glauben kann, eine Wahrheit zu kennen. Relative Gewissheit kann man also schon über eine einzelne – unter Umständen systemabhängige – Wahrheit haben, absolute Gewissheit nur durch „echte Wahrheit“, die immer zutrifft. Die Unterscheidung beider Formen muss notwendig getroffen werden, da die Summe aller Einzelwahrheiten nicht unbedingt „die Wahrheit“ ergibt. Beide werden für gewöhnlich schlicht als „Gewissheit“ bezeichnet, wobei der Hausgebrauch mehr zu erster, der philosophische hingegen mehr zu zweiter Definition als der vorrangigen tendiert. Gewissheit soll, so nimmt man zumeist an, vor allem zu einem Zustande der Gemütsbefriedigung durch ein Sich-sicher-Sein führen. Unter diesen Voraussetzungen scheinen beide Gewissheitsformen höchst erstrebenswert, wobei man die absolute sogar als ein unerlässliches *summum bonum* für ein glückliches Leben bezeichnen könnte, wie es, nach der Meinung des Autors, die Philosophen von der Antike bis weit in die Neuzeit getan haben. Man denke nur an die erschöpfenden Diskurse der Stoiker oder Descartes, der bereit war, alles aufzugeben, nur um ein kleines Stückchen Gewissheit zu erhalten.

Dem aufmerksamen Leser dürfte aufgefallen sein, dass bis jetzt – welcher Fehler für die meisten derartigen Argumentationen bezeichnend ist – zwar viel über die Definition der Gewissheit und ihre Folgen verhandelt worden ist, jedoch nichts über ihre wichtigste Grundlage, nämlich den Zugang zur Wahrheit – der nicht gleichbedeutend mit dem Begriff der Wahrheit an sich ist –, gesagt wurde, ohne den hier allerdings vieles im Dunkeln bliebe. Es zeigen sich hierzu vier verschiedene Sichtweisen: die des *Sophisten*, der wähnt, er kenne die Wahrheit und lebe sie; die des *Moralisten*, der vermeint, man könne zwar zur Wahrheit gelangen, aber nur durch äußerste Anstrengung und Mühen und in „Demuth“; die des *Kantianers*, der zwar an die Existenz der Wahrheit glaubt, aber keinen überzeugenden Zugang zu ihr kennt; und schließlich die des *Skeptikers*, der zweifelt, ob es überhaupt etwas derartiges gibt. Sokrates – und damit ist vor allem Platon gemeint – wäre, nach der Meinung des Autors, als ein klassischer Vertreter des moralistischen Wahrheitszuges zu sehen, da er eine Abkehr von dem selbstverständlichen Wahrheitsglauben der Sophisten forderte und gleichzeitig glaubte, sich durch seine dialektische Methode zumindest asymptotisch an sie annähern zu können. Besonders bekannt ist der Disput im Umgang mit der Wahrheit in einem Teil der Passionsgeschichte (Joh. 18, 33-38): Jesus wird von den Pharisäern, die sich – darf man der Quelle glauben – im Besitz der Wahrheit wähnten und die mit diesem besonders Meinungsverschiedenheiten bezüglich des Wahrheitsbegriffes hatten (Sophistische Position), vor den Präfekten Pilatus geführt, der ihn verhört. In dem sich entwickelnden Gespräch legt Jesus dar, dass man zwar zur Wahrheit gelangen könne, aber nur, wenn man „Buße tue“, was klar für eine moralistische Position der Wahrheitsauffassung spricht. Darauf weiß sich Pilatus keinen Rat und endigt mit dem berühmten Satz: „*Was ist Wahrheit?*“, einer äußerst skeptischen und unglaublich modernen Position.

Das sicherste Standbein in dieser Erörterung haben wohl der Skeptiker und der Kantianer, denn sie geben nicht vor, einen Weg zur Wahrheit zu kennen, müssen ihre Erkenntnis somit aber – zumindest vorerst – auch auf eine relative Gewissheit beschränken. Der Sophist und der Moralist hingegen haben es mit ihren absoluten Positionen durchwegs schwierig: Findet sich auch nur ein Gegenbeispiel, das ihr Postulat der Wahrheit und damit ihre absolute Gewissheit widerlegt, stürzt ihr gesamtes theoretische Kartenhaus zusammen. Dies ist aber nicht gleichbedeutend damit, dass es kein „richtiges Kartenhaus“ geben könne. Man muss sich also einig sein, dass man – wahrhaftige und nicht nur scheinbare – absolute Gewissheit nur äußerst schwierig über Dogmen und Axiome erhalten kann. Ein exzellentes Beispiel hierfür ist die Quantelung der Energie in der Quantenphysik, die erst aus den

Messwerten der sogenannten Schwarzkörperstrahlung gefolgert wurde, nachdem jede kontinuierliche Beschreibungsform des Problems gescheitert war (Ultraviolett Katastrophe!). Man kann ihre Entstehung somit mit vollem Recht als eine frühe Anwendung des Popperschen Falsifikationsprinzips, das heute maßgeblich geworden ist, bezeichnen. Über die (absolute) Gewissheit gibt es nach jetzigem Stand der Dinge also nur eine „Gewissheit“: Sie ist im höchsten Grade dunkel. Gerade diese „Gewissheit“ treibt den modernen Menschen jedoch in die Verzweiflung, der sich doch nach absoluter Gewissheit sehnt, ja, sogar mit kategorischen Imperativen und dergleichen sich daran auszurichten versucht. Diesen „faustischen“ Zustand der Verzweiflung könnte man als *Geworfenheit des Menschen in eine ihm unbekannt Welt* bezeichnen, mit dem durchaus bedeutenden Unterschied, dass er nicht wie Faust davon ausgehen kann, dass es einen Alleswissenden gebe, der um die Wahrheit Bescheid wisse. Er muss demnach gerade in Betreff der „letzten Dinge“ – an denen ihm doch am meisten gelegen ist – im Unklaren bleiben. Hiermit ist auch das Scheitern des Strebens nach Exaktheit verbunden: Wer sich nicht absolut gewiss ist, kann auch nicht völlig exakt handeln.

Gerade in dieser großen Unsicherheit ist der Mensch allerdings mit einem verblüffenden Phänomen konfrontiert: der Welt. So gerne man freilich alle Erkenntnis nur aus dem eigenen Verstande erlangen würde, so schlagkräftig sind doch gerade heute die Argumente für den Empirismus. Die Naturwissenschaft verfügt über eine nahezu unerschöpfliche Fülle an beeindruckenden Erkenntnissen und einen unerbittlichen mathematischen Apparat zur Auswertung derselbigen. Durch die technische Entwicklung der letzten Jahrhunderte ist die Möglichkeit der Naturbeherrschung so groß wie niemals zuvor und viele Phänomene, die sich auf anderem Wege nie erklären ließen, sind inzwischen erklärt. Trotzdem ist man auf der Suche nach absoluter Gewissheit nicht weiter gekommen. Dieser Umstand erklärt sich aus mehreren Faktoren:

Zum einen ist die Mathematik ein wunderschönes und effizientes Ableitungssystem aus vorgegeben Aussagen mithilfe von Axiomen, weswegen sie zur Beschreibung naturwissenschaftlicher Erscheinungen viel Effizienter funktioniert als die gewöhnlichen Sprachen: Sie schließt von vorgegebenen Aussagen quasi von selbst auf neue. Dadurch kann sie aber nur bei Verwendung der passenden Aussagen – und unter Umständen der passenden Axiome (!) – zu einem richtigen Ergebnis gelangen. (Die Änderung von Axiomen als Problemlösungsmöglichkeit ist ein wesentliches Ergebnis des Falsifikationsprinzips, so geschehen in der nicht-euklidischen Geometrie.) Deswegen ist sie aber bei der Findung

absoluter Gewissheit nicht entscheidend, da man „die Wahrheit“ schon kennen muss, um mit ihr zu arbeiten.

Zum anderen beruht die Naturwissenschaft auf *in jedem Falle* mit einem gewissen Fehler behafteten Messungen. Für eine vollkommen exakte Messung müsste man sämtliche Naturgesetze – bekannte und unbekannte – und alle möglichen Störfaktoren – sprich: das gesamte Universum und möglicherweise noch darüber hinaus – berücksichtigen. Dabei besteht die Kunst des Theoretikers gerade darin, die wichtigen von den vernachlässigbaren Größen zu unterscheiden. Er könnte keinen Erfolg verzeichnen, wenn er nach absoluter Exaktheit verlangte! Hinzu kommt die viel stärkere Einschränkung der *Heisenbergschen Unschärferelation*, die besagt, dass alle physikalischen Messungen des Zustandes eines Systems – selbst die idealen – mit einem Messfehler behaftet sein *müssen*. (Wir sprechen hier allerdings von etwa 33 Nullen nach dem Komma im Betrag des absoluten Fehlers der gemessenen Größen.) Folglich ist das Kriterium der absoluten Exaktheit für die Naturwissenschaften schlichtweg unsinnig. Aus dem Gesagten folgt aber auch, dass absolute Gewissheit nicht empirisch gefunden werden *kann*.

Also doch wieder zurück zur reinen *ratio*? Dagegen spricht – nach der Meinung des Autors –, dass Begriffsbildungen nur als Ableitungen aus der Empirie denkbar sind. Ein Kind mag Teile des Charakters, sein Temperament und seine Wahrnehmungsfähigkeit möglicherweise vererbt bekommen, so lernt es doch die Welt durch seine Sinne kennen und alle seine Begriffe bilden sich notwendig an seinen Erfahrungen. Durch Verfeinerung der Begriffe entstehen wieder neue, aber von den alten durchaus abhängige usw. Dies erweckt manchmal den Anschein, als ob man sich asymptotisch der Wahrheit nähere, „in Wirklichkeit“ beschreibt man jedoch seine Welterfahrung genauer. Von dieser Ausgangsposition muss jedes Überlegen – so es logisch konsistent ist – in eine Tautologie münden. So besagt auch: „*Cogito ergo sum*“ eigentlich nur die richtige Definition von *cogito* als Eigenschaft eines Seienden; natürlich ist man ein Seiendes, wenn man das tut, was nur ein Seiendes tun kann. Klar wird dabei aber auch die Existenz von „etwas“: Das Geworfene ist. Das ist absolut gewiss. Stellt sich die Frage: Ist diese Wahrheit befriedigend, da sie doch im Endeffekt sehr belanglos scheint?

Letztendlich liegt – trotz einer solchen kleinen absoluten Gewissheit – die absolute Gewissheit und mit ihr die Wahrheit im Dunkeln. Der Mensch lebt in erster Linie in der Welt, seine Erkenntnis ist auch auf diese beschränkt. Im Laufe der Erörterung ist klar geworden,

dass sowohl Natur- als auch Geisteswissenschaften – als gleichberechtigte Partner – keine zufriedenstellende absolute Gewissheit verschaffen können, wodurch die Möglichkeit der selbigen sehr unwahrscheinlich wird. Überlegungen und Zweifel sind auch nur in einem System relativer Gewissheiten sinnvoll. Jeder Versuch des Menschen, seine Geworfenheit zu überwinden – und damit sein Streben nach absoluter Gewissheit und dem mit ihm verbunden nach absoluter Exaktheit zu befriedigen –, führt ihn schließlich in eine gewisse Verzweiflung. Wie Popper sich ausdrückte: „Wir haben die (absolute) Wahrheit eben nicht in der Tasche.“ Es ergibt sich somit, dass er notwendig auf beides verzichten sollte. Dies allerdings mit der überaus wichtigen Einschränkung, dass er sich dafür umso mehr um die relative Gewissheit bemühen sollte, denn sie verschafft nicht nur immense Vorteile – Ökonomie, Philologie und Physik könnte man als Systeme relativer Gewissheiten bezeichnen –, sondern erfüllt ihn auch mit der Befriedigung der Erlangung relativer Sicherheit durch *Welterkenntnis*. Zumindest die Welt kann man verstehen, ihre ersten Gründe nicht, wobei vorerst noch nicht klar erscheint, ob eher der Kantianer oder der Skeptiker mit seiner jeweiligen Zugangsweise zur Wahrheit recht behalten wird.